

Jetzt alle zusammen!

Die aktuelle Nummer der in Zürich gemachten Grafikzeitschrift «soDA» widmet sich der Kreativwirtschaft: «Hotspot Helvetia».

Von Tobi Müller

«soDA», einst eine jugendliche Grafikzeitschrift, praktiziert seit drei Jahren einen Spagat. Das Heft, mehr ein Buch, stellt Bild- und Textbeiträge nebeneinander, die jeweils einem Themenkomplex gewidmet sind, ohne die klassische Form von Darstellung plus Kommentar zu bedienen. Man findet also kaum Künstlerporträts, die in die gezeigte Kunst und den verlässlichen Kommentar zerfallen, und kaum Illustrationen, die in einen Text «reinziehen» sollen. Kurz: «soDA» ist ganz und gar unjournalistisch. Der Macher Martin Lötscher, keine dreissig, reist um die halbe Welt, gönnt sich wenig Ferien und Lohn, um sein Projekt zusammen mit seiner Frau und Verlagsleiterin Iris Ruprecht voranzutreiben.

Import, Export, Support

Bei aller Weltläufigkeit der Autoren und Themen greift die aktuelle Nummer mit dem Titel «Hotspot Helvetia» aber lokal ein. Unweit der «soDA»-Redaktion an der Zürcher Schöneggstrasse, einem so genannten Creative Cluster, einer Ansammlung an kreativen Kleinunternehmen, liegt das Amtshaus Helvetia im Kreis 4. Dieser 1963 fertig gestellte Bau soll nach dem Vorschlag von «soDA» ein Kulturzentrum werden (metaphorisch: ein Hotspot), genauer: ein «Porter-House» zu Ehren des amerikanischen Physikers, Poeten und Avantgardisten Bern Porter (1911–2004). Porters «Schillerhaus» in Sausalito steht Pate.

Eine aufklappbare Doppelseite in der Mitte der gestalterisch wie immer aufwändigen Ausgabe verrät nur den Anfang der Idee: «Aus diesem Haus soll ein Denk- und Wissensort von grosser Bedeutung werden. Leute aus den unterschiedlichsten Gebieten sollen hier aufeinander treffen und gemeinsam an Projekten und Ideen arbeiten. Import, Export, Support, Report und Transport. Prêt à porter? Porter-House, Zürich.»

Der Balken am Helvetiaplatz, Beispiel einer «architecture brute» in der Nachfolge Le Corbusiers, weckt zahlreiche Begehrlichkeiten. Eine Dreierschaft aus Zürichs etwas gestandenerem Alternativkulturleben schlug im April dieses Jahres ein Kunsthaus Aussersihl vor. Es ging um billigen, subventionierten Atelierraum, um Ausstellungen, um Kultur im engeren Sinne. Und auch bei der Stadt kennt man verschiedene, eher museale Sehnsüchte, den Raum während der Sanierung bis 2012 zu nutzen. «soDA» allerdings, die globale Zeitschrift im Kleinverlag, will die Immobilie kaufen und die rund neunzig Räume zu einem in sich selbst funktionierenden System ohne Subventionen umbauen. Zu einem Cluster eben, der unter Kunst auch Konzept, Herstellung, Vertrieb versteht. Damit hat der Idee nichts von Technopark noch Kunsthaus an.

Realistische Utopie

Wer das alles nicht weiss, liest das aktuelle Heft anders. «Hotspot Helvetia» ist keine Werbeschrift für das kühne Projekt, es ist vielmehr ein Versuch, bereits innerhalb der Vision zu argumentieren. Dass subventionierte Projektarbeit zu ähnlich prekären Arbeitsmodellen führt wie in der Privatwirtschaft und dass die Zukunft in der engen Vernetzung liegt, liest man besser auf dem Hintergrund dieser realistischen Utopie.

Man liest es mit Gewinn, Staunen, Skepsis. Denn das Porter-House ist zwar die tragende, aber nicht die einzige Säule dieses Gedankengebäudes. Bern Porters alte Manifestsätze der Sciart, einer Verbindung aus Science und Art, scheinen gekoppelt an die Vernetzungseuphorie der zweiten Web-Generation (Web 2.0) und an den Thinktank-Slang von heute, der viel in modularen Sätzen feststellt, aber wenig wirklich konkret argumentiert. Und genau dort kommt auch das historische Gebäude von 1964 wieder ins Spiel: Man spürt einen Aufbruch, als wären wir mitten in einer Hochkonjunktur, die Gleichheit für viele verspricht. Das ist so antizyklisch, dass es schon wieder gut tut.

Die Zeitschrift «soDA» ist erhältlich an grossen Kiosken und in Buchhandlungen, 25 Fr.

Reisen in der renovierten Zeitmaschine

Nach zehn Jahren wurde nun im Bau des Louvre das Pariser Musée des arts décoratifs mit einem neuen Konzept wieder eröffnet.

Von Jacqueline Hénard, Paris

Ende Juni das Musée du Quai Branly, jetzt das Musée des arts décoratifs: Zum zweiten Mal in kurzer Zeit wird in Paris ein Museum eröffnet, das mit seinen umfangreichen Sammlungen Anspruch auf Weltgeltung erhebt. Beide sind den menschlichen Lebenswelten im weitesten Sinne gewidmet – und beide sind schwer mit einem Wort zu etikettieren, weil ihr Thema in den vergangenen Jahren stärker aufgewertet worden ist als der Begriff, der es üblicherweise beschreibt: «Völkerkunde» (Quai Branly) und «Kunstgewerbe» (Arts décoratifs) klingen noch arg herablassend nach dem Kunstbegriff der Fünfzigerjahre. Hier hören die Parallelen auf. Das Museum am Quai Branly liegt auf dem linken

Seine-Ufer, es ist in einem spektakulären Neubau von Jean Nouvel untergebracht und soll vor allem eine politische Vorgabe des Staatspräsidenten erfüllen: die künstlerische Ebenbürtigkeit der sogenannten primitiven Völker vorführen. Wenn die Ausstellung besonders viel Zuwendung zu den Kulturen des Pazifiks zeigt, ist das kein Zufall; diskret besiegelt das Museum die schwierige Versöhnung nach den Atomverbrechen von 1995, mit denen Jacques Chirac seine erste Amtszeit begonnen hatte.

150 000 Ausstellungsstücke

Das Musée des arts décoratifs, rechts der Seine, ist viel stärker nach innen gewandt. Die Präsidentin des Museumsvereins, Hélène David-Weill, sprach bei der Wiedereröffnung nach zehn Jahren Pause von dem «speziell französischen Bestreben», die Gegenstände des Alltags schön und nützlich zugleich zu gestalten (ausländische Designer waren zum Glück nicht anwendend oder an der Champagnerbar abgekanzelt). Das Museum ist vor mehr als hundert Jahren aus privater Initiative entstanden, was die Sammlungen und Ausstellungen

gen bis heute prägt: Neunzig Prozent des Museumsfonds von 150 000 Stücken stammen aus Vermächtnissen und Nachlässen.

Seinen wichtigsten Stiftern und Mäzenen widmet das Museum zur Neueröffnung nicht die übliche Marmorplatte, sondern eine Porträtgalerie in Schwarz-Weiss, eine Auftragsarbeit des Pariser Zeichners und Dandys Floch. Untergebracht ist das Museum am – von mehreren Architektenteams gründlich umgebauten – alten Ort, einem Seitenflügel des Louvre, der auf insgesamt 1000 Quadratmetern schon mindestens drei verwandte Einrichtungen beherbergt: das Museum für Mode und Textil, das Museum für Werbung und eine grosse wissenschaftliche Bibliothek für Kunsthandwerk und Gestaltung. Sie alle sind von einem zentralen Eingang in der Rue de Rivoli aus zugänglich. Angegliedert sind das Musée Nissim de Camondo, eine Hochschule für Innenarchitektur und Design, die Ecole Camondo und ein Schulungszentrum für Hobbykünstler.

Bei seiner Gründung 1905 sollte das Museum zunächst vor allem Anschauungsmaterial für die künftigen Kunsthandwerker Frankreichs bieten. Über diese Aufgabe

wuchs es rasch hinaus. Heute, nach der Renovierung, gliedert sich das Museum in vier Teile. Das gesamte Hochparterre ist für Sonderausstellungen reserviert. Ein Blick auf die Gartenseite, nach Süden, durch die Gärten des Carrousel. Viel Licht kommt im mittleren Teil des Baus aber auch von weit oben; bei der Renovierung sind alle Zwischendecken entfernt und zusätzliche Fensteröffnungen geschaffen worden. Das restaurierte Bodenmosaik mit Blumenmotiven in weiss und rosa Farbtönen schafft in dem cathedralartigen Mittelschiff eine sanft-almodische Grundstimmung, die bei manchen Ausstellungsthemen seltsam wirken mag.

Schwierige Orientierung

Rechts und links der Halle sind in langen Raumketten die 6000 Objekte der Dauerausstellung untergebracht. Sie ziehen sich über vier, an einer Stelle auch über fünf Stockwerke. Ob die vier beteiligten Architektenteams zusammen mit der Museumsleitung einen stimmigen Aufbau und einen harmonischen Rundgang geschaffen haben, liess sich an den Eröffnungstagen, zu denen die Beschilderung nicht rechtzeitig fertig geworden war, nicht abschliessend beurteilen. In manchen Räumen steht der Besucher jedenfalls vor verwirrend vielen Möglichkeiten, seinen Weg fortzusetzen. Der Fallplan, der bei der Orientierung helfen soll, ist so kompliziert, dass dieses Gefühl wohl auch mit mehr Wegweisern nicht ganz verschwinden wird. Die «Arts déco», wie sie kurz heissen, haben ein Museum bekommen, dem man sich wohl hingeben muss.

Zehn «Epochenräume» als Trumpf

Stolz sind die Konservatoren auf ihre «period rooms» – zehn komplett ins Museum versetzte, nachgebaute oder nachempfundene Zimmer aus einer klar abgegrenzten Stilepoche. Der erste «period room» ist ein sehr mittelalterlich wirkendes Renaissance-Schlafzimmer, dessen Einzelteile aus einem Schloss in der Auvergne stammen. Der Bettvorhang ist nach einem Bild von Memling angefertigt worden, die Wandfarben sind von den Miniaturen eines zeitgenössischen Buchs inspiriert.

Andere Inszenierungen mit Originalstücken zeigen einen Salon von 1795, dessen Teile grösstenteils aus dem Hôtel de Serres an der Place Vendôme stammen, ein beeindruckend dösteres Esszimmer mit Möbeln von Eugène Grasset (1880) oder die luxuriösen Privatgemächer der Modeschöpferin Jeanne Lanvin. Ein Ausstellungsraum ist den Leistungsschauen der Nachrevolution gewidmet, mit deren Hilfe Napoleon die französische Wirtschaft in Schwung versetzen wollte. Prunkstück ist ein glanzversetztes Gondelbett von François Baudry, dessen perfekte Form ungemütliche Nächte verspricht.

www.lesartsdecoratifs.fr



Renaissance-Schlafzimmer aus einem Schloss in der Auvergne, neu aufgebaut im Musée des arts décoratifs. BILD FRED DUFOUR/AFAP

Zürcher Annäherungen an das Chanson

Das frankofone Lied bekommt immer mehr Fenster in der Stadt. Doch die Aussichten bleiben trübe.

Von Benedetto Vigne

Eine Woche ist es her, da ist der belgische Performer und Chansonnier Daniel Hélin auf der kleinen Bühne des Zürcher Kellertheaters Stok gestanden. Ein kurziger, witziger Sänger, sekundiert von zwei fröhlich grinsenden Musikerinnen. Die knapp hundert Anwesenden erleben eine umwerfende Mischung aus Rock-Parodie, existenziellistischem, wortspielreichem Deklamationsgesang und selbstironischer Conference – ein Höhepunkt des diesjährigen fünfjährigen «Chanson en Stok». Das kleine Festival findet nun schon seit sieben Jahren statt, organisiert von Liebhabern für Liebhaber des französischen Liedes, also in der Hauptsache für in Zürich wohnende Romands und Franzosen.

Girlgroup-Pop à la française

Fünf Tage später im Moods. Der Abend läuft unter dem Titel «Nuits francophones»: die lose Reihe wurde im letzten Frühjahr gestartet und soll in den nächsten Monaten noch ausgebaut werden. Auf der Bühne steht die welsche Sängerin Jyaleen; sie wird von einem sechsköpfigen Profi-Ensemble begleitet, darunter die famosen Zürcher Rhythmus-Zwillinge Peter und Walter Keiser. Das Konzert ähnelt einem

Showcase, mit Jyaleen als Entdeckung auf Werbetour. Die hübsche 26-jährige Sängerin hält, was der auflegende Prospekt verspricht. Sie hat eine klare, modulationsreiche Stimme, sie kann zurückhaltend tremolieren und kraftvoll loschreien. Ihre selbst verfassten Lieder verraten die klassische Ausbildung; da ist eine Vorliebe für Klavier-Romantismen hörbar, aber auch für kessen Girlgroup-Pop à la française. Intime Reflektionen wechseln sich ab mit forscher Alltagsprache, «m'en fous» heisst es einmal freimütig. Keine lyrischen Höhenflüge, wohlverstanden. Das Schlaghafte ist sehr nahe und das Pathetische ebenfalls.

Klischee im Trend inbegriffen

Es ist daher auch etwas unfair und unangebracht, Jyaleen mit Hélin in Verbindung zu bringen. Da liegen Welten dazwischen. Das eine Gemeinsame ist die französische Sprache – und die Ähnlichkeit des Anlasses, der Ansatz der Veranstalter, frankofone Lieder systematisch auf Zürcher Bühnen zu präsentieren. Und noch etwas: Der Belgier Hélin, nunmehr über 30, wird das Kleintheater wohl nie verlassen, zu eigenwillig ist seine Darbietung, zu hermetisch im Inhalt, zu gebrochen auch. Vermutlich wird aber auch die ambitionierte Romande den ersehnten grossen Durchbruch nicht schaffen. Dafür müsste sie die letzte kleine Spur Provinzialität in ihrem Bühnenschritt überwinden. Und an Sensualität in der Stimme gewinnen. Aber vielleicht täuscht sich der Feuilletonist einfach – die kühle Céline Dion ist schliesslich auch ein Weltstar geworden.

Selbst wenn Jyaleen auf dieser Seite des Röstigrabens populär werden sollte – sie dürfte kaum ein Gradmesser für eine Öffnung der französischsprachigen Musik gegenüber sein: Die Künstlerin fielen in die Kategorie des leichten Pop-Chansons à la Patricia Kaas, eines Genres, das seit jeher eine konstante Fangemeinde ausserhalb Frankreichs besitzt und dessen Anbindung meist über Ausserlichkeiten funktioniert. «Und dieser Akzent, den wir Deutschschweizer so lieben», heisst es so dazu treffend im Prospekt der Jyaleen.

Das Klischee ist im Trend sowieso inbegriffen. Am Anfang des grossen, szenenübergreifenden Frankreich-Booms der vorletzten Saison stand das zart gezeichnete, stimmlose Mädchenliedchen in der Tradition der Françoise Hardy. Alles, was härter, rockiger klingt, ist hingegen längst durch die englische Sprache besetzt. Kein Problem daher für französische Bands wie Phoenix oder neuerdings Hushpuppies – sie singen englisch – hier innerhalb des internationalen Angebotes wahrgenommen zu werden. Worlastige rocknahe Chansonniers haben es umso schwieriger, Namen wie Jean-Louis Murat oder Miossec erscheinen nie auf hiteligen Plakaten. Je lokaler geerdet das Entertainment – hierin ist es mit dem Kabarett verwandt – desto grösser die Hindernisse.

Solche französischsprachigen Stimmen – übertrieben gesagt – für uns immer wieder Hélin bleiben: präzise Trouvailles für Insider und für die der französischen Sprache Mächtigen. Keine grossen Euphorien deshalb an der frankofonen Front in Zürich.

«Vitus» will den Oscar

Bern. – Mit Fredi M. Murers Wunderkind-Drama «Vitus» versucht die Schweiz ihr Glück bei der diesjährigen Oscar-Vergabe; das Bundesamt für Kultur hat ihn in Los Angeles in der Kategorie «Bester ausländischer Film» zur Nominierung angemeldet. Ob der Film zusammen mit vier anderen schliesslich nominiert wird, entscheidet sich am 23. Januar. Verliehen werden die Oscars am 27. Februar 2007. (SDA)

Preis für Arthur Schnitzer

Frauenfeld. – Der mit 20 000 Franken dotierte Thurgauer Kulturpreis geht an den Bildhauer und Klangkünstler Arthur Schnitzer. Bekannt ist Schnitzer vor allem für die Entwicklung seiner Klangsteine, die von Komponisten wie Ulrich Gasser oder Fritz Hauser in ihren Werken verwendet worden sind. (SDA)

Preis für Daniel Kehlmann

Köln. – Der Bestseller-Autor Daniel Kehlmann (31) erhält den mit 20 000 Euro dotierten Heinrich-von-Kleist-Preis. Kehlmann hatte zuletzt mit «Ich und Kaminski» sowie «Die Vermessung der Welt» – einer Geschichte über die Entstehung der modernen Wissenschaft rund um die Forscher Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauss – internationale Erfolge gefeiert. (SDA)